

Albert Streichs Gesamtwerk

Autor(en): **Bächtold, J.M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Vierteljahresdruck des Vereins
Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): - **(1981)**

Heft 4

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961803>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerdeutsch

Vierteljahrsdruck des Bundes Schwyzertütsch 1981/IV

Albert Streichs Gesamtwerk

Zur grossen Freude vieler Kenner hat der Francke-Verlag in Bern in einem Zeitraum von zehn Jahren drei Bände des Briener Mundartdichters Albert Streich (1897–1960) herausgegeben, offenbar das ganze Werk. Die Anregung zu dieser Ausgabe ging von einer Kulturfonds-Kommission aus, die sich aus glaubwürdigen Gründen nicht nennen mag und die über ihre Arbeit auch keine Rechenschaft ablegt. Man erfährt leider nicht, wo und wann die vorliegenden Texte zuerst gedruckt wurden. Man vernimmt auch nicht, inwiefern die Herausgeber (oder der Verlag) die Schreibweise Streichs, um die er sich jahrelang bemühte und die er sich sehr genau überlegt hat, abgeändert haben. Auch die Worterklärungen sind bei diesem an sich schon schwerverständlichen Dialekt zu knapp gehalten, so dass Nichtbriener oft Mühe haben, den Text zu verstehen. Es wird eben leicht übersehen, dass gesprochene Mundart leichter verständlich ist als geschriebene. Man erfährt aber auch nichts über die Schallplatten, auf denen man Streich hören könnte. Durch ein ausführliches Nachwort von Erwin Heimann im dritten Band erhält man immerhin Auskunft über Streichs Leben und Schaffen, und das hilft mit, sein Werk zu verstehen.

Hartes Dasein

Streichs Leben ist dadurch überschattet, dass sein Vater Hasler und in Brienz einfacher Tagelöhner war, ohne Besitz von Grund und Boden. Nun waren Hasler

und Briener nie gute Nachbarn und necken sich heute noch. So gehörte die Familie zur Unterschicht und musste hart um das tägliche Brot kämpfen. Das hatte für Albert Streich bittere Folgen. Wohl konnte er die Sekundarschule besuchen, musste aber nach Schulaustritt durch Gelegenheitsarbeiten in der Familie mitverdienen helfen. Er arbeitete als Bauarbeiter, Schnitzer, Uhrensteinbohrer, bald in Brienz, bald auswärts. Dann machte er eine Lehre als Schriftsetzer, konnte aber den Beruf aus gesundheitlichen Gründen nicht lange ausüben.

1927, mit dreissig Jahren, heiratete er, aber seine Familie, die ihm Schutz und Hort war und in der er die entbehrte Wärme fand, lebte noch lange in dürftigen Verhältnissen.

Der etwas scheue und stille Mann, im Innersten ein Aussen-seiter und Träumer, flüchtete sich dank seiner Begabung in die Dichtung. Er begann Mundartgedichte zu schreiben, die in Zeitungen und Zeitschriften erschienen, zuerst anonym, dann unter seinem Namen. Sie liessen Kenner aufhorchen. Streich sagt einmal: «Ich schreibe ja nicht Verslein um der Verslein willen, sondern um mein Innenleben zu gestalten, dem Formlosen eine Form zu geben. In diesem Stück gebärde ich mich vielleicht wie ein heutzutage Halbstarker, nur mit andern Mitteln.»

Mundartlyrik

Der erste Band enthält die Gedichte, aus den Bändchen «Un-

derwägs» (1945), «Sunnigs und Schattmigs» (1958) und aus dem Nachlass zusammengestellt. Sie verraten den nicht zu unterdrückenden Drang des stillen Mannes, sich zu äussern; sie zeigen deutlich, was in seinem Innern vorgeht. Streich erweist sich als scharfer Beobachter, der auch das Kleine, Unscheinbare sieht. Er ist tief mit der Natur verbunden. Die Gedichte sind schlicht, einfach, auch ehrlich und echt, sie meiden volltönende Wörter. Ihre Sprache ist rhythmisch bewegt und klangvoll ausgewogen. Gelegentlich, besonders in den Kinderliedern, spürt man die Neigung, mit dem Klang zu spielen. Diese Gedichte sind eine wesentliche Bereicherung unserer Mundartlyrik. Merkwürdiger-

Das Werk Albert Streichs

- I: Briensertiitsch Väärsa. 1970. Fr. 16.80.
- II: Fehnn. Vom Briensersee z Wintersziit. Sunnesiits am Roothooren. Us enem Voortraag. 1980. Fr. 17.40.
- III: Briener Sagen. Tschuri. Gedichte. 1978, Fr. 19.80. Francke-Verlag, Bern.

Streichs Stimme auf Schallplatten:

SDS-Phonogramme (Tonaufnahmen für den Sprachatlas der deutschen Schweiz des Phonogrammarchivs der Universität Zürich), Langspielplatte ZSDS 4. Francke-Verlag, Bern. Fr. 21.– Dazu Textumschrift mit Worterklärungen in: SDS-Phonogramme, Begleittexte ... Heft 1, Francke-Verlag, Bern 1974. Fr. 7.–

Albert Streich liest Gedichte und Prosa, mit einer Einführung von Erwin Heimann. Bezugsstelle: Dora Streich, Glyssibach, 3855 Brienz. Fr. 20.–

Texte Streichs auf Schallplatte:

Schweizer Mundart, Berner Oberland. Langspielplatte ex libris EL 12265. Ex-Libris-Verlag Zürich 1976.

weise stand Streich der Mundartdichtung kritisch gegenüber, weil er fürchtete, als Mundartdichter zur Museumsgestalt zu werden. Trotzdem dichtete er in seiner Mundart, in der Sprache seiner Umgebung, und in dieser Sprache konnte, wer wollte, ihn auch erkennen.

Öffentliche Anerkennung

1933 wurde Streich von Radio Bern eingeladen, für einen Heimatabend Volksszenen in Brienzer Mundart zu schreiben. Die Hörfolge «Sunnesiits am Roothooren» wurde 1934 gesendet und hatte Erfolg. 1938 gab er die hochdeutsche Sammlung «Brienzer Sagen» heraus. Nun wurden die Brienzer auf den unscheinbaren Mann in ihrem Dorf aufmerksam und anvertrauten ihm die Leitung des örtlichen Kriegswirtschaftsamtes. Das verhalf ihm zu einem regelmässigen Einkommen. Der Gedichtband «Underwägs», der 1945 erschien, trug ihm die Literaturpreise des Kantons und der Stadt Bern ein. Diese Ehrungen veranlassten die Gemeinde Brienz 1950 zu einem ungewöhnlichen Entschluss. Sie verkaufte ihm zum symbolischen Preis von einem Franken sechs Aren Gemeindeland, auf dem er ein Häuschen bauen konnte. Nun hatte er eigenen Boden unter den Füßen und fand die lange gewünschte Anerkennung.

Mundarterzählungen und -spiel

Der zweite, zuletzt veröffentlichte Band der Gesamtausgabe enthält die Mundarterzählungen «Fehnn» (1948 erschienen), «Vom Briensersee z Wintersziit» und das Hörspiel «Sunnesiits am Roothooren». Streichs Erzählweise ist charakteristisch. Er schildert eigentlich Episoden, in denen oft zwei Personen durch irgendeine Kleinigkeit miteinander ins Gespräch kommen, so zum Beispiel, wenn zwei Bauern sich fragen, ob sie wegen des Wetters mähen sollen, oder zwei

Schiffer sich überlegen, ob sie auf den See hinausfahren dürfen, da eine schwarze, sich ständig ändernde Wolke über dem Berg hängt. Ein Naturvorgang steht dabei als lyrisches Element im Mittelpunkt. Die Spannung besteht darin, wie sich die Menschen verhalten und wie sie gedrängt werden, sich in Sprache zu äussern. Wie der Föhn (Fehnn) die Menschen überraschen und bedrohen kann, zeigt die Geschichte, die der Sammlung den Namen gab.

Streichs Mundartdichtung ist Heimatkunst, welche in die Weite strebt, welche Grenzen, die eine Ortsmundart setzt, zu überschreiten sucht, weil sie über das Lokale ins menschlich Allgemeingültige vorstösst.

Schriftdeutsche Prosa und Lyrik

Der dritte Band enthält die Brienzer Sagen, das autobiographische Stück «Tschuri» und einige hochdeutsche Gedichte. Es wäre reizvoll, die Sprache der Brienzer Sagen mit derjenigen in «Tschuri» zu vergleichen. Man könnte zwei Stilarten feststellen, und es liesse sich zeigen, dass Streich auch das Schriftdeutsche beherrscht, obwohl er es einmal als etwas für ihn Fremdes bezeichnet hat. «Tschuri», eine Schilderung eines Stücks Jugend, sagt viel über sein Verhalten wie über seine dichterische Art. Sie ist ein Dokument, das man nicht übersehen darf, wenn man den Menschen und Dichter verstehen will.

Das Gesamtwerk

In diesen drei Bänden offenbart sich ein Dichter, der Herr über die Schwere des Lebens geworden ist und den Weg zu sich selber gefunden hat. Wenn auch diese Buchausgabe nicht alle Wünsche erfüllt, bleibt sie doch ein wichtiges Dokument deutschschweizerischer Dichtung wie auch ein Stück Sozialgeschichte.

J. M. Bächtold

Beispiele aus Streichs Werk

Fehnn

...Duussen – duusse wwol, da ischt ds reinscht Gjeg¹ im Tuen. Eis gheerd ma de Wwind vo wwiitem har nid luut pfiiffen, den neeher chon und ruusche wwie di heej Aar², de stooswiis a ds Huus und dra verbii toossen und umhi vergahn. Eis ruusched er numme verbii, mengischt blooss uber ds Tach ewwäg. Den umhi³ pletsched⁴ er vollschmeisses⁵ a d Pfeischterwand, das 's im Holz chroosed⁶ und eina tuucht⁷, d Schiibi sellten alla lan gahn und i d Stuben inha brochslen⁸. Mengischt cheun⁹ er aber o ganz manierli machen und tiisselled¹⁰ de wwie i Tääpen¹¹ hibschemli¹² um ds Huusli um.

E gglungenni Muusig: teiff und heei¹³ und mitts-uusa Teenn, leng und churz, luut und weniger luut und ganz hibschemli¹⁴, o undereinischt e Tusch wie mid ener Peuke mmuuseged 's daa; Giigi und Passgiigi, Pfiiffi und Trummpeeti, Trummmla und Peuki hein direnandrenuus z tuen. Derzue d Steuppeti¹⁵, waa 's uf der Gassen gid: heej uuf wirbled 's graaww Wulhi, flüige Papiirfätzen und andri liechti Ruschtig¹⁶. Niewwumha¹⁷ chläfeled¹⁸ em Bitz Bläch, wen en gääja Stoosgeid...

Über e See ab jegt's nider Wälli, eso luuterra und schiinega, das 's eina grad plented. Und albeneis¹⁹ fahrd den über die Wälli und vil gschwinder no eppis wie e Zägel²⁰ von em graawwe Schleier, gschwind, gschwind schiesst 's über ds Wasser, und schoon isch' umhi verbii. Richtig, wen e starcha Stooss i See ghiid, mag där no tifiger wa d Wälli und strähld den die no eis, darvo chund der Schleier. (Aus dem Prosaband, S. 14 ff.)

¹ wilde Jagd – ² die hochgehende Aare – ³ wieder – ⁴ stösst – ⁵ vollwichtig – ⁶ knarrt – ⁷ dünkt – ⁸ poltern – ⁹ kann – ¹⁰ trippelt – ¹¹ Hausschuhe – ¹² leise – ¹³ hoch – ¹⁴ leise – ¹⁵ Windstösse – ¹⁶ Zeug – ¹⁷ irgendwo – ¹⁸ klappert – ¹⁹ dann und wann – ²⁰ Endstück.

Der Wäg

Das ischt e wwiita Wäg!
Vil uzellt Schritta sii scho taan,
und geng und geng
muescht firdsi gahn.
Mid Muessen an em Eertli stahn,
waruf es Eigi Sunne schiind,
es Vegelli zum Gliwwen griind,
du taarfsch sches nid,
gang zue, gang zue,
und trickt di no su hert
der Schue!
Gang zue, gang zue,
gang Schue fir Schue.
Isch' nid dii Wwäg,
isch' nid diis Treib?
Gscheu hinder di,
wie 's firdsi geid!

D Hand

D Sunnen ischt i Wwolken under
und's chunnd fiischer
ubren Graad,
Nacht geid uuf und
duuchli Wunder
schliichen um mi.
Und 's wird spaat.
Schwarzi Wasser rinne zueha,
eisdurfurt gheerscht
ihra Ggrusch,
Näbel us der Teiffi ueha
wärren druber
wärrochts Gnuusch. –
Bischt du cho zu mmiiner Siiten,
ob o niena Luuters schiini,
leischt dii wwaarmi Hand
i mmiini,
zämen
dir die Nacht uus z schriiten.

Im Treumm

Es ischt Nacht,
ischt im Treumm.
Es Pfiifhelterli chunnd
und fäckled und tänzled
und schiind.
Erinnred an Glick
us vergangenner Ziit.
Und schwackled und flüigt
und verschwiind.

es Eigi: ein bisschen (eigentlich: Äuglein) –
gliwwen: ausruhen – griinen: klagend
zwitchern – Treib: Fussspur – firdsi: vor-
wärts – eisdurfurt: immerzu – Ggrusch:
Rauschen – wärren: verwirren – wärrocht:
wirr – Ggnuusch: Durcheinander – Pfiif-
helterli: Schmetterling – schwacklen: flat-
tern

Neue Bücher

Am Wellenspiel der Aare von Hans Sommer

Hans Sommer versucht in seinem
neuesten Berner Band verschie-
denartigste «Zeugnisse und Be-
richte» über die Stadt Bern aus
fünf Jahrhunderten in sieben Ka-
piteln zu vereinigen. Knapp
kommt dabei auch die Mundart
zur Sprache, unter anderm durch
«Ueli», den «Nebelspalter»-
Schreiber, und durch Hermann
Ludwig, der 1952 im Gedicht
«Bärndütsch» einen Stoss bern-
deutscher Wörter in folgende
sprachspielerische Verse fasste:
Geisch du zum Byspil über Land,
so ghesch und ghörsch de
allerhand:

Der Chrigel dängelet vor em
Huus,
es Büüsi gangglet mit der Muus,
der Köbel, dä chnorzet,
der Hansli, dä porzet,
der Ätti, dä zangget,
und ds Änni, das rangget,
der Waldi, dä weissset,
und d Sou, die het gfeisset.
Ds Mareili, das plääret,
wil Fritz mit ihm chääret,
und d Bire sy murbe,
und ds Brot zäj wi Turbe. –
Das chnüblet, das grüblet,
das chräblet, das räblet,
das tooset, das chrooset,
das gluntschlet, das pluntschlet,
das sprätzlet, das schätzlet,
das chrauet, das mauet,
das pfoslet, das choslet,
das rägget, das pägget,
das gniepet, das chniepet –
und settigi Wörtli gäb's no ne
Huuffe –

Jitz muess i aber es bitzli
verschnuufe. (S. 71) R. Trüb

Hans Sommer, Am Wellenspiel der Aare.
Francke Verlag, Bern 1980. Fr. 28.–

Kindergeschichten von Adolf Winiger

Nett, wohnstubenwarm, unge-
zwungen und harmlos wirken
viele der leichtgesponnenen Pro-
dukte von Winigers erzähleri-

scher Phantasie, so begütigend
und beschwichtigend, dass es
nicht weiter erstaunt, wenn dem
jüngeren Schulkind sein Rot-
käppchen vor dem Einschlafen
erklärt: «De Wolf mues halt im
Theater nur eso tue, wie wenn er
mich wett frässe.» In ihrer unent-
wegten Gutartigkeit haben sie
alle Vorzüge väterlicher Be-
schwichtigungstherapie, geben
aber zugleich den Vorzug des
wahren Rotkäppchens preis, die
innere Wirklichkeit des tatsächli-
chen Gefressenwerdens mitein-
zubeziehen. «Wart nur, kei
Angscht, die Sach chond scho
rächt use»: Warum versichert es
der Mundharmonika spielende
Grossvater seinen Enkeln noch,
wo ihm und dem Verfasser nie-
mand etwas anderes auch nur
entfernt zutraut? Denn da finden
wir buhaus und buchein kaum
andere Erwachsene als gütige
Kinderfreunde voll blütenreinen
Wohllollens. Auch der gutmüti-
ge Bernhardinerhund mit den –
laut Winiger – «schnuusige Hän-
geohre», das vor sich hin plau-
dernde Schnecklein und die
überzahme Zoo-Antilope, sie ge-
ben fast überdeutlich den Ton an
in einer reinen Friedenswelt.
Adolf Winigers Talente sind un-
bestritten, schliessen aber eigent-
lich die klare Verpflichtung mit
ein, sprachlich-stilistisch und in-
haltlich das Unechte noch konse-
quenter zu meiden («... esoo
treuhäärzig, dass sym Feind
fascht Trääne cho sind») und da-
mit seiner Mundart, der Kunst
und dem Kind noch besser zu
dienen. *Werner Beck*

Adolf Winiger: Verzell de Chind
Gschichtli. Guet-Nacht-Gschichtli für
Meitli und Buebe. St. Arbogast Verlag,
Muttentz 1980. Fr. 22.50.

Was die Walser erzählen von Ludwig Imesch

Eigentliche Sagen und dichterische
Geschichten aus jetzigen
und einstigen Walsergebieten,
meist hochdeutsch. Verlag Hu-
ber, Frauenfeld 1981. Fr. 28.–